

I.

Sald werden zwei Jahrhunderte vergangen sein, seit Berlins größter Künstler in die Hauptstadt der Kurfürsten von Brandenburg einzog.

Zwei Jahrhunderte — eine kurze Spanne Zeit für jenen, der die Gesamtentwicklung unseres Volkes überschaut, und eine ferne Weite für den, welcher das Bild jener Tage in der Schilderung aufleben lassen will.

Dem Laien ist's fast unbegreiflich, wie schnell selbst ein großer Mann in Vergessenheit gerathen kann, wie gering oft die Spuren sind, welche sein Leben hinterläßt, wie vereinzelt die Nachrichten sich erhalten, die von seinem Streben und seinen Leiden erzählen. Wohl steht von den Bauwerken und Denkmalen jener Zeit noch die Mehrzahl, wohl sind ihre Inschriften erhalten, aber von dem Leben auf dem Bauplatz und in den Arbeitsstuben der Werkleute, von dem Denken, Ringen und Sorgen der Künstler erhielt sich nur spärliche Kunde: Hier und da findet sich eine Mittheilung, welche über die trockenste Aktenmäßigkeit hinaus geht und etwas von der Stimmung der Zeit uns vermittelt. Aber die Einzelheiten alle geben, zusammengereicht, doch nur ein buntes, der einheitlichen Stimmung entbehrendes Ganzes. Sie sind Streiflichter, nach der jeweiligen Stellung des Berichtenden parteiisch gefärbte Aeußerungen, deren jede wohl einen berechtigten Kern hat, die aber vom Leser erst fordern, daß er die Parteien und ihr Streben verstehe, und daß er aus ihrer Stimmung heraus ihre Worte beurtheile.

So über Schlüter. Im Gegensatz zu geistesverwandten deutschen Meistern ist sein Name dem Gedächtniß der Nation dauernd

erhalten geblieben. Zwar nicht so, daß man sich allerzeit seiner Bedeutung klar blieb. Aber er genoß das Glück, sein Wirken mit dem des brandenburgischen Staates und des jungen preussischen Königthums verknüpfen zu können. Der Staat, welcher die Wiege der deutschen Zukunft darstellt, und jene Zeit, in der Brandenburg sich aus dem Elend des dreißigjährigen Krieges glanzvoll zur Vormacht des protestantischen Deutschland erhob, — das waren die Grundlagen seines Wirkens. Schlüter's Name verknüpfte sich mit einem der Ausgangspunkte der neueren europäischen Geschichte, mit dem Herrscherstizze der Hohenzollern. Ein günstiges Geschick berief ihn dazu, dem jungen Staatswesen die künstlerische Weihe zu geben. Er schuf das eiserne Denkmal des Fürsten, mit dem die mächtig aufsteigende Linie der Hohenzollern beginnt, jenes Denkmal, welches nicht nur dem besten Manne seiner Zeit als Erinnerung dient, sondern auch unbezweifelt uns Deutschen als das beste seiner Zeit erscheint.

Aber Schlüter's Name wurde zunächst nur von den heimischen Kunstfreunden genannt. Sein Ruhm drang nicht in die Ferne. Als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode Patte, ein gründlicher französischer Schriftsteller, die Reiterdenkmale Europa's aufzählte, kannte er wohl die Namen aller ihrer Schöpfer in Italien und Spanien, Frankreich und den Niederlanden — Schlüter's Namen kannte er nicht.¹⁾ Als der Schweizer Füßli 1763 sein Allgemeines Künstler-Lexikon herausgab, eine außerordentliche Leistung für jene Zeit,²⁾ widmete er dem großen Bildhauer des Nordens, in einem Bande von 800 Seiten, den Angaben des Dresdner Kunstgelehrten Heineken folgend,³⁾ neun Zeilen. Er wußte nichts von seinen Bauten. Im Nachtrage von 1767 folgt erst die Nachricht, daß er den Bau des Berliner Schlosses „dirigiret“ habe. Im zweiten Nachtrag von 1771 reihen sich dann einige wenige Anmerkungen über seine Lebensverhältnisse an und im dritten von 1777 mußte wieder ein gutes Theil dessen, was über ihn gesagt war, als unrichtig zurückgenommen werden. Denn seit 1769 war Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam erschienen,⁴⁾ welche zuerst Schlüter eine begeisterte Huldigung darbrachte. Aber schon waren fast zwei Menschenleben dahingegangen, ohne daß sich in Berlin Jemand gefunden hätte, Schlüter's Leben der Nachwelt zu schildern. Die

Möglichkeit, unmittelbare Kunde über ihn zu erlangen, war dahin. Kaum war noch einer jener Männer, welche mit Schlüter zusammen gearbeitet hatten, am Leben. War er's, so doch als ein Greis, der aus unreifer Jugendzeit berichten mußte. Die Zeiten und ihr Ausdruck, die Kunst, Alles hatte sich geändert. Nicolai trat an seine Aufgabe heran als Kind seiner Zeit. Und wie regelmäßig eine junge Weltanschauung der verflorenen feindselig gegenübersteht, wie es eine alte Erfahrung ist, daß die Vorwärtstrebenden jene Kunsterscheinungen am meisten hassen oder verspotten, aus deren Einfluß sie sich selbst erst herausreißen mußten, — so war Nicolai, der Freund Lessing's, der begeisterte Verehrer der Antike, der Mann der Aufklärung und der nüchternen Verständigkeit, vielleicht der ungeeignetste Biograph, den Schlüter finden konnte. Denn gerade das, was das Grundwesen des großen Meisters ausmachte, der unbefangene Formendrang, die Lust an reichen, überschwänglichen Gebilden, das Vorwalten der Empfindung über das Erwägen, die sorglose Unmittelbarkeit des Schaffens — Alles das konnte Nicolai seinem schulmäßigen Denken nach weder verstehen noch würdigen. Er glaubte Schlüter zu feiern, indem er ihn vor den Gesetzen der Aesthetik seiner Zeit vertheidigte. Was für Schlüter der Kern der Sache war, nämlich die geistvolle Entfaltung seines bildnerischen Könnens, entschuldigt er als „Auswüchse eines allzureichen Genies“. „Man siehet ein erhabenes Genie, das scherzen möchte!“ sagt er mit Klopstock. Den berauschend üppig vorsprudelnden barocken Reichthum der Gedanken, die Fülle der Schmuckformen bittet er als „kleine Grillen“ zu übersehen, Schlüter's Verstöße gegen jene Regeln der Baukunst, welche später Sulzer in seiner „Theorie der schönen Künste“ entwickelt hatte, als „wichtigere Fehler“ zu verzeihen, um dafür nach dem Vorbilde der in Paris giltigen Schönheitslehre die Proportionen, die Eleganz und die Bequemlichkeit an Schlüter's Bauten zu rühmen. Hätte Schlüter Nicolai's Lob noch zu vernehmen vermocht, es wäre ihm sicher die bitterste Erfahrung seines sorgenvollen Daseins gewesen. Denn das Schiff seines Lebens scheiterte im Kampf gegen jene starr klassischen Gesetze; sein deutsches Wesen bäumte sich auf gegen die von Paris befohlene Schönheitslehre — und nun glaubte ein Nachgeborener ihn zu feiern, indem er ihn,

den Inhalt seines Strebens verkennend, nach den classieistischen Gesetzen abschätzte!

Und wirklich hat Nicolai's Lob, meinem Ermessen nach, die Erkenntniß von Schlüter's Eigenwesen lange Zeit gehemmt. Dies konnte erst völlig begriffen werden, seit die Nation sich von der blinden Verehrung der Antike frei machte oder besser gesagt, seit sie lernte, daß nicht die antike Form das Vorbildliche für uns sein dürfe, sondern nur die antike Art, die Form aus dem geistigen Leben der Nation selbstständig zu entwickeln. Nicht indem wir griechisch bauen, folgen wir dem Beispiele der perikleischen Zeit, sondern indem wir ebenso sehr aus dem Geiste unseres Volkes und unserer Bedürfnisse unsere Gebilde schaffen, wie es Iktinos und Phidias aus dem Geiste ihrer Heimath thaten. Diese Erkenntniß mußte vorausgehen, ehe wir die Kunstgeschichte auch des 17. und 18. Jahrhunderts verstehen konnten. Wir mußten erst begreifen lernen, daß nicht unser Empfinden über Schön und Häßlich der Maaßstab für die Größe der Künstler auch dieser Zeiten bildet, sondern daß Jener ein Meister ist, der seine Welt zur Darstellung bringt, und daß auch der größte Meister nicht außerhalb seiner Zeit stehen kann!

Und so muß man Schlüter aus seiner Zeit heraus verstehen lernen. Die Kunstgeschichte ist nicht Kunstkritik und als solche keineswegs das Weltgericht. Ich will jene Tage nicht anklagen und nicht feiern, ich will sie zu verstehen und verständlich zu machen suchen. Ich will nicht Schlüter's Werke vor den Richterstuhl meiner individuellen Anschauungen ziehen, sondern sie an den Leistungen und Meinungen seiner Zeitgenossen messen. Es ist nicht meine Absicht, die Zahl der Lobschriften auf Schlüter zu vermehren, sondern ich will versuchen zu erklären, warum sich seine Zeitgenossen von ihm abwendeten, warum der große Mann zu Fall kam und Kleinere über ihn triumphirten, welche der nationalen Fortentwicklung willigere Folge leisteten als er. Es ist dem hämischen und fremder Größe abholden Geiste Nicolai's angemessen, allen Jenen, in welchen er Gegner Schlüter's vermuthete, im Uebereifer niedere Zwecke unterzulegen: er stellt die Kunstgenossen Schlüter's geradezu als Gefindel dar, das durch Betrug und Falschheit ihn zu schädigen trachtet. Er erkannte nicht die Vielheit der Bestrebungen jener

Zeit; er vermochte die Wirrnisse der künstlerischen Anschauungen im 18. Jahrhundert noch nicht zu klären und seine kleine Seele sah nur persönliche Bosheit und Neid, wo es sich um einen Kampf der Grundsätze handelte. Dabei mußte ihm der Streit um so verwickelter erscheinen, als er seiner Kunstauffassung nach auf der Seite der Gegner Schlüter's, der Klassicisten, sich hätte stellen müssen. So war er genöthigt, seinen Schützling gegen Angriffe zu vertheidigen, die nie auf ihn gemacht wurden, und seine Gegner wegen Anschauungen zu verurtheilen, die er im Grunde des Herzens selber theilte!

So entstand ein Zerrbild der Kunstgeschichte Berlins in der Zeit Friedrich's I., welches wir jetzt erst wieder in die Richte zu bringen vermögen, nachdem unser Verständniß jener Zeit ein vielseitigeres geworden ist.



Schlüter wurde geboren in Hamburg.⁵⁾ Im Kirchenbuch von St. Michaelis findet sich die Einzeichnung über seine am 22. Mai 1664 gefeierte Taufe in folgenden Worten:

Andreas Schlüter, ehelicher Sohn des Gerhart Schlüter, Gevattern: Andreas Kröger, Jürgen Wellken und Katharina Tidtkens.

Am 17. April 1663 wurde Gerhart Schlüter Bürger von Hamburg. Für ihn trat Andreas Kröger als Bürge auf. Es ist dieser Mann also, der dem jungen Schlüter den Vornamen gab, für das Leben des Vaters einflußreich, vielleicht dessen Schwiegervater gewesen.

Man kann, da die Taufe der Sitte gemäß, zumeist am dritten Tage nach der Geburt abgehalten wurde, den 20. Mai 1664 als Schlüter's Geburtstag gelten lassen.

Es scheint, als ob Schlüter's Vater nicht dauernden Sitz in Hamburg hatte. Nicolai sagt, er sei ein mittelmäßiger Bildhauer gewesen und habe sich früh mit seinem noch sehr jungen Sohne nach Danzig begeben. Er folgte also, wie es scheint, dem Zuge der Memmonitischen Auswanderung und des sie begleitenden niederländischen Handels, den der schwedisch-polnische Krieg aus der Ostsee verdrängt hatte und der nun Schritt für Schritt in seine alten Stellungen wieder einrückte.